

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 238.

Dienstag, 12. Oktober

1926.

(2. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Das Rätsel dieser Nacht wurde immer größer: Im Speisezimmer blieb das geraubte Silber und Kristall auf dem appetitlich gedeckten Frühstückstisch, an dem höchst behaglich Professor Molinar saß und die Morgenzeitungen studierte!

"Herr Professor!" Lisa holte tief Atem.

Der alte Franzose blickte auf, legte die Zeitung beiseite. "Ah, unser kleiner, verirrter Zugvogel. Ich dachte schon, Sie würden bis zum jüngsten Gericht schlafen... Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegeneile, ... mein Rheuma."

Sie starrte ihn noch immer an, den ehrwürdigen, liebenswürdig scherzenden Herrn mit dem weißen Vollbart und der blauen Brille vor den altersschwachen, gütigen Augen.

"Sind Sie von selbst aus der... Betäubung erwacht?"

"Erlauben Sie einmal! Dieser Ausdruck! Wollen Sie mir meinen sanften Greisenchlummer vereinfeln?" Er lächelte.

"Chloroform war es!"

Er schenkte ihr bedächtig Kaffee ein. Aus derselben silbernen Kanne, die heute nacht Hans Grüner in seinen Koffer gepackt hatte!

"Chloroform? Ich nehme höchstens eine Spur Veronal. Aber nehmen Sie doch Platz!"

Lisa stand noch immer steif wie ein Stock auf der Schwelle. War sie denn verrückt, schlief sie noch? Hastig erzählte sie in abgerissenen Sätzen von dem Einbruch.

Professor Molinar blickte sich erstaunt im Zimmer um, schüttelte ungläubig den Kopf, stand einmal sogar hastig auf, als Lisa des geraubten Watteau Erwähnung tat, und humpelte, auf seinen Stock gestützt, in die Diele.

"Sonderbar!" meinte er, beruhigt zurückkommend. "Und wer waren denn diese Diebe, das heißt, können Sie eine genaue Beschreibung geben?"

Lisa verstimmt betreten. Nun kam der schwierigste Punkt. Wäre es nicht besser gewesen, überhaupt zu schweigen? Wo die Verbrecher alles wieder zurückgebracht hatten, sicher getrieben von der plötzlichen Neu des Neffen.

"Ich habe mir die Gesichter nicht gemerkt", zögerte sie. "Sie schwammen vor meinen Augen hin und her." "Wie Traumbilder", murmelte der Professor.

"Zuletzt bekam ich eine vergiftete Zigarette, schlief in der Diele ein..." Sie schwieg verwirrt.

"Und wachten in Ihrem Bett im ersten Stock auf!" lachte er. "Kindchen, ich mache mir die größten Vorwürfe. Daß mein milder 67er Rotwein, von dem Sie ein Glas nippten, so wütige Träume verursacht!"

"Der Rotwein?"

"Nun, bei mir soll er ja wie Chloroform wirken. Bei Ihnen wie eine vergiftete Zigarette. Ich werde mich bei meinem Lieferanten beschweren müssen. Hans Grüner", bei diesem Namen zuckte Lisa zusammen, "ein Neffe von mir, trinkt den Wein wie Wasser. Solche Handlungsreisende haben allerdings eine höllisch aussichtige Rehle... Wohin wollen Sie denn?"

Doch Lisa war schon über die Schwelle. Ihr war jäh etwas eingefallen. Hans Grüner hatte in der Nacht die sechs Patronen ihres Revolvers lächelnd in seine Tasche gesteckt.

Nur zwei Minuten weilte sie auf ihrem Zimmer. Als sie das Speisezimmer wieder betrat, war sie im tiefsten Grunde ihres Herzens erleichtert.

Nun wußte sie erst, daß sie alles geträumt. Die kleine Waffe ruhte mit sechs Patronen geladen in der Reisetasche. Wie gestern abend. Und sie entnahm sich deutlich, das Zimmer verriegelt zu haben, bevor sie sich zu Bett begab. Genau so war es heute früh noch verschlossen. Man konnte also gar nicht während der Nacht heimlich das Magazin des Revolvers geleert haben...

Aufatmend nahm sie endlich an dem Frühstückstisch Platz.

"Nun, ist der „Einbruch“ als nächtlicher Alp erledigt?"

"Völlig, Herr Professor. Danke, ich trinke den Kaffee ohne Sahne. Aber Zucker, bitte ja."

Der alte Herr fand, daß sie in dem leichten, hellen Sommerkleid entzündend aussah. Wie eine Prinzessin mit der hochgesteckten, goldenen Haarkrone. Er zögerte sichtlich, seine Unterhaltung floß spärlicher. Er schien sich etwas zu überlegen. Endlich: "Bleiben Sie während Ihrer Ferien bei mir! Ich bitte Sie von Herzen, Fräulein Müller. Wöhren Sie nicht von Anfang ab. Wir machen die Sache au pair: Sie leiten meinen Haushalt..."

"Ich bin doch in der Pension Hoffmann schon angemeldet. Nein, Herr Professor, es geht wirklich nicht. Zu liebenswürdig von Ihnen..."

Doch schon hatte er den Hörer des neben ihm auf einem Tischchen stehenden Telefons ergriffen.

"Nummer 45 327:... Pension Hoffmann dort? Eh, was ich sagen wollte... Hier, Professor Molinar, Wilhelmsallee 19. Fräulein Lisa Müller... ja, die Studentin... Die kommt nicht. Nein, sie kommt nicht. Schlüß!" Seinah grimmig legte er den Hörer zurück.

"Aber, die Rechnung... Ich werde Abstand zahlen müssen!"

"Mag ruhig kommen, die Rechnung. Wird au pair verrechnet."

"Sie haben mich überrumpelt. Das liebe ich nicht."

"Aber ich. Ist ja meine Art. Eigensinniger, alter Mann. Mein Herr Neffe mag's auch nicht leiden, hat früher aufgelehrt, tanzt jetzt aber ganz hübsch nach der Pfeife. Braucht ihn bloß an das Testament zu erinnern. Fünf Millionen verscherzt man sich nicht gern, was?"

Das junge Mädchen war peinlich berührt. Nun war sie entschlossen, sofort ihr Bündel zu schnüren, obwohl dieser Molinar zu den harmlosen, sogenannt „herzhaften“ alten Herrn zu rechnen war, die keiner Fliege etwas zuleide tun könnten.

Doch sie blieb, vorläufig wenigstens, daran war die Depesche schuld, die Kitty soeben ins Zimmer drachte und die Molinar laut vorlas. Geheimnisse schien er nicht zu kennen.

Sprachlos ließ der Professor das Telegramm sinken. Seine Schläfen hatten sich gerötet. Jetzt wurde er erschreckend blaß. „Der . . . dumme Junge!“

Lisa war in die Höhe gefahren. In ihrem Herzen stritten Mitleid und Genugtuung. Nun kam doch alles an den Tag. Sie hatte nicht geträumt, es war alles Wahrheit. Sie hatte im Wachen, nicht im Träumen den Einbrechern gegenübergestanden, die Tat miterlebt und war zuletzt betäubt auf ihr Zimmer getragen worden. Die Tatsachen, die sie vorhin noch das gegen ansführte, waren vergessen. Dieser Hans Grüner war ein ganz raffinierter Spitzbube, der — einmal ergriffen — jede Spur wieder beseitigt hatte, um doch noch der Polizei in die Arme zu laufen. Sie lächelte grimmig. Wenn auch der Professor keinen Strafantrag stellen würde, dieser Hans Grüner war erledigt! Blödlich sentte sie errottend den blonden Kopf. Tat diese Genugtuung nicht weh? Etwas lag in seiner Art, das nicht unsympathisch war . . .

„Ich werde ihn befreien . . . Aber wie?“ schnierte und grübelte neben ihr der Professor. Mechanisch blätterte er in der Morgenzeitung, um auf eine Notiz zu stoßen, die er erstaunt vorlas.

B a n k r a u b. In vergangener Nacht zwischen 12 und 3 Uhr wurde ein Einbruch in die Bank Gebr. Lindner, Französischestr. 45, verübt. Die Diebe hatten die Fenstergitter durchsägt, drei Innen türe erbrochen und waren gerade beim Öffnen eines modernen Geldschrankes, als durch eine Alarmklingel aufmerksam gemacht, ein Wächter herbeieilte. Nach einem kurzen Feuergefecht flohen die Diebe. Trotzdem gelang es schon, einen von ihnen zu verhaften. Er hatte auf der Flucht seine Ausweispapiere verloren. Es handelt sich um den angeblichen Reisenden Hans Grüner, der gegen Morgen bei der Rückkehr in sein Hotel festgenommen wurde. Er leugnet zurzeit noch.“

Berstört blieben sich Lisa und der Professor an. So eben war sie noch der Meinung, Grüner sei wegen des Einbruchs bei dem Onkel, den irgend jemand beobachtet haben konnte, verhaftet worden. Diese Zeitungsnachricht brachte Schlimmeres, das durch eine Verzeihung des Onkels nicht aus der Welt geschafft werden konnte. Dann stützte sie wieder: zwischen 2 und 3 Uhr hatte Hans Grüner doch ihr gegenübergesessen, in der Diele. Ihre Gedanken verwirrten sich . . . Wie konnte er an zwei Orten zugleich sein? Hatte sie doch geträumt, nach der kurzen Bekanntschaft während der Reise geahnt, daß er ein Verbrecher war?

„Zwischen 2 und 3 Uhr?“ wiederholte auch der Professor. Blödlich hellten sich seine Züge auf. „Irgend etwas stimmt da nicht. So oder so werde ich ihn frei bekommen . . . Eh, Fräulein Müller . . .“ Doch er stand sich allein.

Lisa war aus dem Hause geeilt. Eine Spur war ihr eingefallen, die sich finden mußte, wenn sie nicht geträumt hatte. Die Spur des Autos auf der Rampe, auf dem durch den Garten führenden Weg.

Den Kopf gesenkt machte sie sich auf die Suche, ging Schritt für Schritt, um immer verzagter zu werden und am Tor angelangt auszurußen:

„Keine Spur! Als ob sie durch die Lust geslogen wären!“ So hatte sie doch geträumt.

Hinter ihr räusperte sich jemand. „Du hast recht, Kintty. Aber goddam, das ist ja gar nicht Kintty!“

Mit einem Schrei fuhr Lisa herum und erblickte einen großen hageren, höchst elegant gekleideten Herrn, der sehr ärgerlich aussah.

„Was schaffen Sie hier? Wer sind Sie?“

„Lisa Müller . . .“ Mehr brachte sie nicht heraus. Der kalte Blick dieses Mannes bohrte sich drohend in ihre Augen.

„Beruf?“

„Chemiestudentin. Aber mit welchem Recht stellen Sie mich, forschen mich aus. Wer sind Sie, was suchen Sie hier?“

Nun erst wurde seine Miene freundlicher, sein Blick wärmer. „Wohl eine neue Hörerin? Sie wollen

während der Ferien?“ Er sprach höchst mangelhaft Deutsch. „Ich bin sein Sekretär. Meldungen zwischen 11 und 12 in meines Bureau.“

Lisa flügte ihn schnell über seinen Irrtum auf. „Und denken Sie, Herr Grüner, der Neffe des Professors, ist verhaftet worden. Er soll heute nach zwischen 2 und 3 Uhr eine Bank in der Stadt beraubt haben.“

Mister McLean entblößte eine Reihe gelblicher Oberzähne. Zwischen 2 und 3 Uhr? Das ist Nonsense. Für so etwas hat man kein Alibi. Man schlafst oder ist mit guten Freunden zusammen, well.“

Lisa kloppte das Herz. „Ein Alibi?“

Der Engländer nickte. „Well und das beschwört man.“ „Schwören, auch wenn es ein Traum war?“

„Sie interessieren mir. Gehen wir in das Haus!“

Fortsetzung folgt.

Stein.

Von Dr. Eugen Roth (München).

Ein Einsamer stieg durch die Felsen. Sie taten sich schweigend vor ihm auf wie ein Tot. Kalt und starr stand der steile Stein; ganz oben, die Stirne des Schrotfens begann zu glühen. Aber die Wände selbst waren noch grau, verhalten lauernd.

Er schritt durch ein Gewirr von Blöcken, zwang sich durch zähes, knorriges Krummbolz, trat in ein Kar, dessen Geröllfeld, weithin verschüttet, oben in schmalen Bungen aus den Wänden fuhr. Zarte Blumen wuchsen hier. Wenn sein Fuß klirrend in das lose Gestein stavte, rauschte Sand und Kies darüber. Je höher er stieg, desto weicher ward die Halde. Noch rann sischender Schutt unter seinem Tritt. Aber jetzt ging er über ein buntgewirftes, rauhes Band von Berggras, lautlos mit viel Geduldsmäßigkeit.

Krautige Zwergorimeln frohen dicht und filzig über den abschüssigen Boden, Blüte an Blüte. Dazwischen prächtig schwellende Polster, smaragdrün übersät von zahllosen Rosetten stengellosen Leinstrautes. An fieberndem Wasser tiefblaue Bergvergissmeinnicht.

Er nahm all diese Farben und Formen in sich auf, so im Vorübergehen. In steilen Windungen strebte er aufwärts, glühend, mit heftigem Atem und doch ganz in sich gesammelt; ein herrischer Mensch, der empor will.

Nun stieg vor ihm der Felsen in den Himmel wie ein Turm. Die schwere Stille bedrückte ihn. Er lebte das flammende Gesicht an den kühlen Stein der Sinne. Da drinnen brauste das Schweigen wie Orgelstimmen. Ihm war, als pulsé sein schlagentes Blut bis hinauf zum Gipfel.

Er sah empor. Der Himmel droben war schon voll Sonne. Hart und scharf blickte der Grat in das tiefe Blau. Wenn man lange hinblickte, war es wie eine zerflüttete Küste. Er schritt die glatte Wand entlang. Eine Rinne, sich vertiefend, stieß auf eine Platte zu. Er stand am Einstieg. Als er jetzt wieder an den Stein griff, schauderte ihn. Er spürte, wie er an Ewiges tastete. Ein riesenhafter, stummer, geheimnisvoller Feind. Aber Stein ward auch er, hart und still. Fortschreitend ruhigen Blides prüfte er den Weg. Tastete mit den Augen über Klüfte und Klöße, suchte an Grasbändern entlang, mäß Platten ab, verfolgte Rinnen und Falten des ungeheuren Mantels.

Dann stieg er in die Wand ein, leise und vorsichtig, als wollte er den Riesen nicht wecken, der da schlief in frostelnder Frühe. Eine gewaltige Kraft durchschob ihn, wie er nun nach den Rissen und Kellen griff, mit saugenden Fingern, den Fuß in Rissen stemmte, den ganzen Leib an die Fugen der Felsen verklammerte.

Langsam arbeitete er sich empor. In ihm lebte nur dieser mächtige Wille nach aufwärts. Nichts war hörbar als ein Schlürfen des Schrittes, ein hartes Anschlagen des Stiefels am gläsern klingenden Stein. Wenn er stillstand, vernahm er nur sein hämmерndes Herz, den glühenden, leise pfeifenden Atem. Manchmal klimperte ein Steinchen in die Tiefe.

Auf einer feuchten Platte wucherte zottiges Gras. Verwelkte Blumen hoben die leeren Stängel, daneben blühte eine Insel von Silberwurz. In einer Nische des jähnen Absturzes standen summertliche Edelweiß. Mit verdoppelter Vorsicht stieg er durch die früherische, brüchige Steilhalde. Da und dort riß ein Büschel Gras unter seinen Händen, Pölken schwarzer Erde kollerten rieselnd ab und ließen die nackte Schädeldecke des Steins offen, wie von einer klaffenden Wunde. Dann stieß es heftig zu seinem Herzen und mit zweifacher Wucht fuhr sein Fuß in die Grasnarbe.

gefeiert
würde
oder
nur
ihren
Mach
knew
nur
eine
solche
dratt
drei
den
Ansp
getei
nicht
dem
schall
gen
Grund
gelebt
damit
föhrte
der
Reich
Period
beunru
so tau
gleichs
in leid
in Gai
Gouverne
ländere
Bordir
den Ein
mäßige
übergot
an eine
gültig
seit
1918
regen

des Todes, lebe über sein. Wenn er nun wüßt zu Griff von Tritt zu Tritt. Bis in die Sohlen der Finger und Sehen trieb Kraft und Tastgefühl. Er gelangte an eine Platte, als eben die ersten Sonnenstrahlen, in breiter Blende niedergehend, den Stein trafen. Er setzte sich, aufatmend, zu kurzer Rast.

Von rechts her, über die Schneide, pfiff ein heller Wind; zur Linken wuchtete der Stein. Unten, von der weitwörspringenden Blatte verdeckt, stieg die Geröllhalde her, wie ein zu kurzes Brett. Er saß ganz tief im Gewände, borchend im Lautlosen, schweigend im Verschwiegenen. Ein winziger Mensch. Und doch der Herr hier.

Waldtiefe Täler wogten, aber ihr Rauschen verwehte der Wind. Von überall her warfen sich die steinernen Riesen empor, jauchzend, lichtüberflutet. Fackeln und Zinnen, zerrißene Grate und wilde Schrotten, eine einzige Brandung himmelan. Aber der Einsame erschrock plötzlich vor dieser Stille. Und irgend ein Unstichtbares griff jäh nach diesem erschrockenen Herzen.

Er sah wieder hinaus. „Ich werde es swingen“, sagte er laut. Aber das brausende Gefühl sieghafter Kraft war einer äußersten Beherrlichkeit gewichen.

Eine Sente, durch einen Kamin zu erreichen. Von hier aus links der kleinere Turm mit glatten, geschliffenen Wänden. Dahinter der höhere, beschattet, düster und scharr. Er ging wieder an die Arbeit. Hart, in lebter Bewußtheit. Hinter ihm lag das Nichts, vor ihm alles: das war sein Gefühl. Stein stieß empor, Stein warf sich hinunter, Stein starrte überall. Lautlos rann er mit diesem Stein. Der Kamin verengte sich. Er tauchte in der Spalte. Er verkeilte sich. Ein Block hatte sich geschrumpft. Er hing in die Wand vor. Hier ging es nicht weiter. Er tastete nach einem Griff; er ließ den Fuß gleiten. Er suchte mit dem Auge. Er überlegte angestrengt. Ein kurzes Zittern durchlief ihn. Endlich berührte er eine Kette für die rechte Hand; die Füße standen sicher. Nun saß es sich herauszuwringen in die freie, niederstürzende Wand, mit der Linken den Block zu umsaugen und so, mit dem rechten Fuß nachtreibend, sich auf die Kuppe des Blodes zu legen und hochzuziehen. „Wahnsinn!“ dachte er einen Augenblick. Aber dann kam ihm der Trost. Länger in dieser gedudeten Stellung zu verharren, war unmöglich. Er wagte den Griff, erreichte mit der Linken knapp die Kuppe, preßte den Leib dicht an, zog den rechten Fuß bis zur Hand heraus, drängte ihn in den Rücken, wand sich empor. Ein Ruck: der Stein war unter seinem Fuße abgesprungen, der Schuh zuckte aus, er glitt, aber schon hatte er das Gewicht nach oben verlegt und zog sich aufatmend empor.

Er sah rittlings auf dem Block. Ein Beben durchlief ihn. Er lachte framhaft, er wehrte sich. Aber er fühlte: das war Angst. Eine Spröde war aus seiner Sturmleiter gebrochen. Er konnte nicht mehr zurück. Bisher wollte er empor, nun mußte er. Hatte ihm ein Unhold tüchtig nach dem Fuß gehaßt, um ihn herabzuschleudern? Sah es ihm nicht an mit tausend Tränen aus dem zerfurchten Gesäß? Begann nicht der Block zu wanken, auf dem er ritt?

Ein Steinenschlag brach in die Tiefe, knatternd von irgend woher; es hallte unheimlich, ein höhnisches, ungeheures Gelächter. Dann schlug wieder das Schweigen über ihm zusammen, erwiderte ihn, drückte ihn an den Stein. Ein Grauen wuchs aus den Tiefen auf, stieg langsam, ganz langsam in sein Herz.

Er bezwang sich. Er holte sich Mundvorrat aus dem Rucksack und aß. Das machte ihn ruhiger. Gelassen sah er empor. Aber er hielt zögernd inne. Gleich dort, zehn Meter über dem Block, eine Scharte, die unbesiegbare schien. Weiter oben war es offenbar leichter, und hinter dem kurzen Sattel müßte der Gipfel sein. Der Blick des Bergsteigers wurde immer wieder mit unheimlicher Macht an die verhängnisvolle Scharte geföhrt. Zwischen tiefliegenden Schatten lag dieses Stück vorspringenden Steins gress und bloß, glatt und tüchtig. Es drängte ihn zur Entscheidung. Er brach auf und stieg in das Gewände. Jetzt stand er dorten. Eine Hoffnung zuckte in ihm auf. Er glaubte eine Möglichkeit gefunden zu haben. Wenn er sich ganz nach rechts hinausschob, einen weiten Sprungsschritt mache... Aber da begannen seine Knie zu zittern. Nur einen Augenblick lang. Ein Grauen besetzte ihn. Er wagte es nicht. Er suchte einen anderen Weg. Unbarmherdig, faltenlos wallte der graue, sonnenhelle Mantel des Steins. Und da kam wieder die Angst, die furchtbare Angst. In den Fels verweigte, eingekrallt, hingeliebt in die Hölle, hing er, qualvoll, rastend in seiner Ohnmacht. Noch durchwusste ihn ein unbeugsamer Wille. Aber über dieses ebern hatte Gefäß seiner mutigen Seele quollen, quirlten tausend tosse Gedanken, Flüche, Gebete. Und das drohte ihn niederzuwringen in Demut und Reue, in Todesfurcht und Freigkeit. Und er wußte, wer hier nicht mehr lächeln konnte, läßt und

mit seinen Kindern über die Wände tanze.

„Bermesener, was willst du!“ schrie es in ihm, gellte es ihm aus der Stille entgegen. Ja, das war er, der Bergsteiger. Ganz groß trat er aus schchluchtem Dintel, sein weißer Bart wehte im Winde, eine tiefe Traurigkeit lag über seinen Augen. Seine Stirn aber war Stein, Stein war sein liebenes Gewand, Bewegung kam in die Falten des Felsens, lautlos wankte der stürzende Berg.

Der Einsame gab sich einen Ruck. Es hatte vor seinen Augen geblimmt, in plötzlicher Schwäche. Jetzt zog er sich gewaltsam in sich selbst zurück, er sah jetzt und klar. Es blieb jetzt nichts übrig als umzukehren, neue Kraft zu sammeln. Abwärtstostend entfloß ihm der Blick in den finster gähnenden Spalt des Kamins, in dem der Block stand, hell und kantig wie ein Totenschädel. Er atmete tief auf, als er wieder sah. Eine gläserne Ruhe überkam ihn, unter der hohl und unterirdisch die lausenden Bäume von Angst brausten. Er rauchte, nahm einen Schluck aus der Feldflasche und suchte sich einzureden, daß er freiwillig hier sitze, ganz gemütlich, daß er ja noch Zeit genug habe. Er bog sich ein wenig vor und ließ den Blick hinabgleiten. Da drunter lagen die Almhütten, sogar das Unterluitishaus sah man. Da standen Menschen, ganz winsig. Und tönte es nicht wie Herdenaloden? Diejetzt Friede dort drunter machte ihn weich. Brach jeden Widerstand. Er hatte nun nur mehr Sehnsucht nach Gnade, den ganz schlichten Wunsch, da ein paar hundert Meter tiefer in der Hütte zu stehen. Lächerlich! Er bäumte sich auf. Aber dann packte es ihn wieder, daß er wie wütend den Block mit den Schenkeln preßte und mit geballten Fäusten mit der Stirn gegen den Stein stieß. Der Schmerz brachte ihn zur Besinnung. Aber schon wieder überwältigte ihn seife Demut: „Warum mußte ich auch hinaufsteigen?“ Und da fiel ihm etwas ein, unvermittelt, befreidend: „Willst du nicht das Lämmlein hüten?“ Und er begann laut die pathetischen Verse in den hohen Kamin zu brüllen. Da gelste ihm in vielsachem Widerhall entgegen: „Mutter! Mutter!“ Und eine furchtbare Scham, ein tödlicher Schmerz schloß ihm den Mund.

Jetzt war das Entsetzen da. Das war kein Ringen mehr um diesen Aufstieg, das war ein Kampf mit dem Tode, der da oben saß, an dieser einzigen Stelle, höhnisch, seines Sieges gewiß, da er die Brücken des Rückzuges abgebrochen hatte. Ja, der Tod da droben hatte es ihm nachgeäßt, das unbeküdig hinausgerufen Wort: „Mutter! Mutter!“ Und dort oben, über die Scharte her, grinste er jetzt, die langen Finger lagen gleißend über dem Stein.

Und da wuchs dem Einsamen die Kraft. Er wußte, wenn er jene Klippe überwand, ebe der Tod mit dem Atem der Angst in ihm selber war, dann brauchte er jenen, der dort im Steine hockte, nicht mehr zu fürchten.

Er stellte, stieg, schnellte empor gegen den Feind. Er sah ihm ins Gesicht, Sonne blendete ihn. Er fand, weit nach rechts vorgreifend, gespannten Stein. War das nicht der Finger des Todes? „Mutter! Mutter!“ schrie es in ihm; er schwang sich, mit beiden Füßen pendelnd, herüber, zog sich empor, stand. Stand auf einer riesigen Kanzel, die über einer schweigenden Andacht hing. Stand mit herrlicher Gebarde, in mannhafter Demut, ein Sieger.

Und wieder lebte er, aufschluchzend, sein helles Gesicht an die steilen stürmischen Orgeln des Steins.

Gesellschaft und Mode

Der Linienwirrwarr der neuen Mode. Hatte man bisher in der Damenkleidung von einer einfachen „araden Linie“ sprechen können, die die Silhouette der Dame bestimmte, so macht sich in den neuesten Modellen ein Linienwirrwarr bemerkbar, der auf große Umwälzungen in der Modelllinie schließt, die sich vorbereiten. An den neuesten Damenkleidern ist überhaupt keine feststehende Linie mehr zu bemerken. Plötzliche Ausbiegungen an den verschiedensten Stellen, unregelmäßige Bildzacklinien sind zu beobachten. Der unsymmetrische Rockraum, der bisher höchstens geduldet wurde, wird jetzt eifrig verliebt. Die Röcke sind auf der einen Seite länger als auf der andern, hören an einer Stelle plötzlich unmotiviert auf, um an einer andern tiefer herabzugehen. Hier ist ein Modell, auf dem an der linken Seite eine umfangreiche Draperie angebracht ist, während sich an einem andern Modell wieder die Ausbuchung an der rechten Seite vorfindet. Die Röcke reichen an der einen Seite kaum bis ans Knie und an der andern bis an die Fußknöchel, sind vorne lang und hinten kurz oder umgekehrt. Der selbe Wirkung herrscht in der Taillelinie. Bald ist diese ganz hoch wie in der Directoire-Mode, dann wieder rutscht sie bis fast zu den Knien herunter.

Herbstgedanken.

Von Käthe Brustat-Schnedermann.

„Trinken will ich dein Gold,
Süßer Oktobertag.
Allem, was einst ich gewollt,
Sinnt meine Seele nach.“

Sie sind unbeschreiblich schön, diese klaren, leuchtenden Herbsttage, und sie atmen eine Ruhe, die sich wie Balsam auf unsere gebliebenen Nerven legt. Die Felder sind zum größten Teile schon kohl, nur hier und da herrscht noch eifriges Leben und Treiben auf einem Ast, von dem Kartoffeln geerntet werden, und der weiße, heiende Rauch der kleinen Kartoffeleuer zieht weithin in der stillen Lust. Wie der herbe Duft die Kinderzeit wieder lebendig werden lässt, als man bestreift mitwirkt bei dem Sammeln der nahrhaften Knollen und sich dabei nach Kräften umzügt! Das Schönste aber war zum Schluss das Kartoffeleuer, in dessen heißer Asche dann eine handvoll Kartoffeln in der Schale gebraten wurden — und nie, so meint man heute, hat etwas so köstlich geschmeckt wie jenes primitive Mahl auf dem Felde.

Von den fernsten Bergen her grüßt der Hochwald; schon färben sich die Wipfel, und wie lange wird es dauern, eine Woche oder zwei, dann ist ringsum auf den Höhen das große Leuchteuer angezündet, mit dem der Wald vom Sommer Abschied nimmt. Ein paar trübe Nächte dann, ein Morgenreis und darauf Sonnenschein. Dann fängt das Blätterfallen an. In den Parks der Städte, wo die Bäume einen harten Kamof zu führen haben gegen Staub, Ruß und Gase, und wo ihre Kraft eben erschöpft ist, da taumelt schon Blatt auf Blatt auf die geharkten Wege oder treibt auf dem blanken Spiegel der Weiher und Seen. Aber die Bänke sind noch alle besetzt; Männerlein und Weiblein, alt und jung genießen die fast sommerliche Wärme, und die Kinder buddeln im Sand und treiben ihre Spiele so unbekümmert, als gäbe es keinen Winter, der schon hinter diesen letzten sonnigen Tagen lauert!

Wir aber sind nachdenklicher und fühlen die leise Trauer dieser leuchtenden, ruhigen Oktoberstage, die voll sind von Erfüllungen und Ernte und doch auch schon von Abschied. Wie schnell, wie schnell ist die schöne Zeit hingegegangen! War es denn nicht gestern erst, daß man Weihen pflichtete oder Blütenzweige in der hohen Blüte ordnete und unwillkürlich angesicht wurde von all der Frühlingsfeligkeit und Erwartungstreude in der Natur? Und nun sind es nur noch Herbstäste und Dahlien, die in den Härteln leuchten; auch ihre Tage sind gezählt. Die Bäume aber haben das lose, lustige Blühen längst verlassen — früheschwärz stehen sie da und ernsthaft wie gute, brave Familienmütter, die den Kopf voller Sorgen haben und kaum noch eine flüchtige Erinnerung an das lachende Geländel der Jungmädchenzeit!

Herbsttage geben für Frauen, die fast immer unbewußt naturverbunden und stimmungsempfänglicher sind als der Mann, leicht den Anlaß zum Grübeln, zum Erinnern und zum Fazitziehen. Wieder ist ein Frühling und ein Sommer vergangen, wieder ist man älter geworden. Vor den Zwanzigern ist das ein erhabter Zustand, nach der Dreißig wünschen wir oft mit Löwe, daß die Lebensuhr den raschen Schlag verzögern möge. — Und eines Tages, wenn wir die ersten weißen Haare entdecken, wenn unser Alteiter heimlich Liebesgedichte schmiedet und die Tochter ins ballstädtige Alter kommt — dann spüren wir, daß unser Herbst nah! Kennen wir nicht alle das Gefühl, das uns dann oft befreit, daß es noch zu früh dazu ist? Wir haben ja eigentlich noch gar nicht gelebt! Wir wollten doch so viel und erwarteten so viel in unserer Jugendzeit, und fast alle wohl bewahren wir in unserer Herzenstammer durch die Jahre hindurch eine Truhe voll unerfüllter Wünsche!

Aber wenn nun die Zeit kommt, daß wir unsere Arbeit gelan, unsere Aufgaben erfüllt haben; wenn die Kinder uns nicht mehr brauchen und — oft wenigstens — nicht mehr fragen und wir nun füglich auch einmal an uns selber denken können, dann — ja, dann stellen wir diese Truhe voll unerfüllter Wünsche still und endgültig beiseite. Denn hinter den leuchtend goldenen, stillen Herbsttagen, wie sie in guten Ehen für Mann und Frau kommen, wenn das junge Volk flügge und das Nest leer geworden ist — hinter diesem ruhigen und einträchtigen Wandern nun wieder zu zweien wartet doch schon der Winter! Und so vieles, was man heiß begehrte, lohnt nun nicht länger, das ist wie bei den Bäumen, die sich im Herbst

sogar nicht mehr auf die weiß- und rosafarbene Blütenpracht des Frühlings befreien können!

Resignation? Sie ist vielleicht naheliegend gerade für eine Frau. Denn Frauenleben hat selten sichtbare Errungenschaften, ist arm an Ehren und Erfolg. Die stillen Kleinarbeit der Mutter, dieses jahrelange Wurzeltränken und Früchtehüten pflegt man für so selbstverständlich zu halten wie das immer erneute Wachsen und Blühen jedes Frühlings! Aber wie der Züchter in der zehnten Generation einer Rosenart noch die Eigenschaften der Stammutter wiedererkennet, so lebt in unseren Kindern weiter, was wir ihnen Gutes mitzugeben vermochten. Und das ist ein Wissen, das auch wohl unsern Herbst vergolden kann!

Von den Möbeln und ihrer Behandlung.

Es ist der Stolz und die Sorge jeder Hausfrau, ihre Möbel in bester Ordnung zu erhalten. Doch ohne es zu wissen, schädigt sie diese wertvollsten Stücke ihres Hauses oft selbst durch falsche Behandlung, durch die sie grau und vor der Zeit unansehnlich werden. Woher kommt das?

Sauberkeit ist eine Zierde der Hausfrau und unbedingt nötig, schon allein vom gesundheitlichen Standpunkt aus. Aber gerade hierbei begeht man die meisten Fehler. Es wird z. B. jeden Tag „Staub gewischt“; durch das einfache „Wischen“ wird aber der Staub nicht weggenommen, sondern nur aufgewirbelt und legt sich nach kurzer Zeit wieder auf die Gegenstände. Durch das Reiben mit dem trockenen Staubberfüllten Tuche aber wird der Staub erst recht fest in die feinen Rinnen, Vertiefungen, Schnitzereien usw. der Möbelstücke hineingedrückt. Zu alledem hat noch die Lunge der staubwissenden Person einem wahren Ansturm von Bakterien standzuhalten; man sollte sich also nie auf das bloße trockene Wischen beschränken, sondern Teppiche, Polstermöbel und dergl. mit dem Staubsauger behandeln. In Ermangelung eines solchen bestreut man die zu reinigenden Gegenstände mit feuchten Teeblättern, die natürlich gut ausgedrückt sein müssen. Beim Büren sammelt sich der Staub in diesen, die man sich etwa mehrere Tage lang vom abendlichen Teetrinken aufstößt und die nebenbei noch ein vorsprüngliches Fleckenmittel sind.

Polierte und gestrichene Möbel behandelt man mit einem in kaltes Wasser getauchten und fest wieder ausgedrückten Logen. Fensterleider und wiedt sich wundern und freuen, wie schön sie danach werden.

Nun kommt eine zweite Sorge der Hausfrau. Unansehnlich gewordene Möbel müssen und sollen wieder ihren frischen Glanz erhalten. Man taucht also eines der unzählig angebotenen Aufstrichsmittel und trägt dieses auf, und tatsächlich schimmern die Möbel alsbald wieder friegelnd. Aber die Freude dauert nicht lange; man wiederholt das Verfahren einmal, mehrere Male, mit dem Ergebnis, daß die Möbel von Mal zu Mal schneller „erblinden“ und endlich überhaupt keinen Erfolg mehr zu spüren ist. Denn mit dem Holz ist es ähnlich wie mit der menschlichen Haut, es hat „Poren“, durch die es sozusagen atmet. Das Holz behält, solange das Möbelstück besteht, ein gewisses Leben, verändert sich durch Temperatureinflüsse, dehnt sich aus und zieht sich wieder zusammen. Werden die Poren der menschlichen Haut verschlossen, so wird diese weiß, grau und unansehnlich, ja ernste Gesundheitsschäden können dadurch entstehen. Verschließt man die Poren der Möbel durch immer erneutes Auftragen von Beizen und Lacken, so wird die Oberfläche rauh, rissig und glanzlos — das Möbelstück „altert“.

Was kann nun die Hausfrau tun, um ihre Möbel im Bedarfsfalle wieder aufzurichten? Vor allen Dingen dokttere sie nicht selber an ihnen herum! Hat sie sie in der oben angegebenen vernünftigen Weise regelmäßig gereinigt, so ist die Aufstrichung von fachkundiger Hand sehr leicht vorzunehmen. Man braucht zu diesem Zweck die Stille gar nicht einmal aus dem Hause zu geben, noch erfordert die Sache große Unkosten. Es gibt jetzt allenfalls, so gut wie der Fensterputzer und der „Staubsaugermann“ ins Haus kommen, tüchtige Fachleute, die auf Wunsch das Möbelaufbeizen in der Wohnung des Kunden um ein Billiges besorgen. So hat man dann die Gewähr, daß die fachmännisch vorgenommene Aufstrichung auch von Dauer ist!